

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

Die Zukunft der städtischen Gemeinde. Perspektiven für die Kirche
Vortrag im Rahmen der Tagung
„Zwischen Babylon und Jerusalem. Die Kirche als Faktor der Stadtentwicklung“
11.9.2015 in Hamburg

Sehr geehrte Damen und Herren,

in den letzten beiden Tagen haben wir bereits viel zu den Bedingungen, Erwartungen, Chancen und Schwierigkeiten gehört, denen sich die Kirche in der Stadt gegenüber sieht. Ich möchte in meinem Beitrag jetzt manches davon aufnehmen, zuspitzen und noch ein wenig weitertreiben. Dabei konzentriere ich mich auf die Formen und Gestalten, die die Kirche gegenwärtig hat, insbesondere im Blick auf den städtischen Kontext, und frage danach, welche Formen und Gestalten künftig den Aufgaben der Kirche in der Stadt dienlich sein können.

1. Zur Gestalt der Kirche (nicht nur) in der Stadt

Die Organisationsformen der Kirche in der Stadt unterscheiden sich nicht prinzipiell von denen in ländlichen oder kleinstädtischen Regionen, faktisch gibt es aber in der Großstadt durchaus eine andere Gestalt von Kirche als auf dem Land. In der Stadt tritt die eigentümliche Situation der kirchlichen Sozialformen, die es so nur in Deutschland gibt, wohl besonders deutlich hervor. Einerseits gibt es eine Vielfalt kirchlicher Organisationsformen und andererseits ist eine Form deutlich dominant: die Ortsgemeinde. Was dies bedeutet, wie diese Konstellation zustande kommt und wie sich die Sozialformen im Moment darstellen, möchte ich zunächst erläutern.

1.1. Die Ortsgemeinde

Die heutige Ortsgemeinde lässt sich nur verstehen vor dem Hintergrund bestimmter historischer Konstellationen, auf die mit einer Weiterentwicklung von „Gemeinde“ geantwortet wurde. Diese Entwicklung ist gleich in mehrfacher Hinsicht eng mit dem Stadt-Land-Thema verwoben.

1.1.1. Das (vormoderne) Territorialprinzip

Die Konstitutionslogik, also das Zustandekommen der Ortsgemeinde, ist das territoriale Prinzip, verbunden mit einer Zuweisung: Menschen einer bestimmten Konfession werden über ihren ersten Wohnsitz automatisch einer Gemeinde zugewiesen, deren Mitglieder sie dann sind, wenn sie nicht explizit widersprechen – also sich umgemeinden lassen. Dies ist weltweit betrachtet eine Ausnahme, nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend. Diese Form entwickelte sich im Frühmittelalter allmählich, seitdem im 4.

Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.¹ Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren hegemonialen Anspruch auf die Bevölkerung deutlich. Wichtig waren dann der Pfarrzwang ab dem 9. Jahrhundert und die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern: Um die Gläubigen einerseits darin zu kontrollieren, ob sie zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen und andererseits um sicherzustellen, dass ihr Geld dahin floss, wohin es fließen sollte, wurde das territoriale Zuweisungsprinzip vor allem auf dem Land endgültig durchgesetzt. In den Städten hingegen lebten die Priester noch wesentlich länger in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden. Die städtischen Orden machten den Ortsgemeinden zudem Konkurrenz, als sie predigen und die Sakramente austeilen durften – und anders als die Ortsgemeinden nahmen sie dafür keine Gebühren.

1.1.2. Der (frühmoderne) Neuentwurf der Ortsgemeinde

Mit der beginnenden Moderne im 19. Jahrhundert setzte eine Landflucht großen Ausmaßes in die Städte ein, die den Charakter der Ortsgemeinde und auch ihrer Aufgaben völlig veränderte. Die Gemeinden wurden riesig, hier in Hamburg umfassten sie bis zu 70.000 Gemeindeglieder. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten bis auf 1,5% der Gemeindeglieder (allerdings sah es gerade in Norddeutschland auf dem Land nicht anders aus: Eine Erhebung von 1863 in Preetz kommt zu einem Gottesdienstbesuch von 2,0% der evangelischen Kirchenmitglieder). In der Stadt gingen die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück.

Es wurde deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen.² Die Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts entwarf die Gemeinde für die Moderne daher neu. Das Parochialprinzip wurde beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein Verwaltungsbezirk in Sachen Religion, sondern wurde als ein „Hort christlicher Liebe“ verstanden, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Emil Sulze (1832-1914), der „Vater“ der heutigen Ortsgemeinde, entwarf die „überschaubare Gemeinde“, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Damit wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Die heutige „Kerngemeinde“ entstand. Dieses Gemeindemodell ist insofern ein typisch städtisches Modell, als es auf einer

¹ Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

² Vgl. a.a.O., 97ff.

grundlegenden Kritik an der modernen Gesellschaft der Stadt beruht und die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren soll.

Trotz Kritik³ setzte sich der Entwurf von Gemeinde weitgehend durch – zumindest als Modell, denn faktisch blieb es natürlich immer eine Minderheit, die die hier intendierte Form kirchlicher Beteiligung erfüllte.

1.1.3. (Spätmoderne) Chancen und Schwierigkeiten der Ortsgemeinde

Bereits in der Gemeindebewegung konnte die Parochie entgegen ihrem Selbstanspruch nicht alle Kirchenmitglieder erreichen. Die Mehrheit verstand die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzte sie bei Bedarf – wenn das Kind getauft werden sollte oder die Eltern bestattet, wenn Weihnachten war, die Kinder konfirmiert werden sollten oder man Seelsorge suchte. Dies hat sich bis heute so fortgesetzt, wie alle empirischen Untersuchungen belegen und auch die neueste EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung noch einmal bestätigt. Die aktuelle Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts zur Situation der Ortsgemeinde resümiert hierzu: „Gemeinschaft in und engere Bindungen an die Kirchengemeinde suchen spezielle Gruppen, die sich auch in der Kirchengemeinde engagieren und sich besonders stark identifizieren. Für die große Masse der Kirchenmitglieder spielt diese Dimension keine Rolle. Sie beteiligen sich freundlich distanziert an der Kirchengemeinde, nutzen vor allem kasuelle und andere Angebote.“⁴

Aber auch das Territorialprinzip ist nicht unhinterfragt. Die vormoderne Verschmelzung von Kirche und Sozialraum aufgrund der flächendeckenden territorialen Orientierung hat zu einer engen, auch emotionalen Verbindung von Kirche und (Wohn-)Ort geführt. Dies hatte und hat noch Stärken, in der Einseitigkeit jedoch auch markante Schwächen: Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform kaum erreicht und bekommen rasch den Eindruck, dass Kirche für sie nicht attraktiv ist. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird dieser gegenwärtig häufiger gewechselt. Dies gilt aber auch für eine innere Relativität des Wohnortes: In der Spätmoderne sind Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen deutlich weiter auseinander getreten und der Wohnort hat einen

³ Kritisiert wurde beispielsweise ein Fehlverständnis von christlicher Gemeinschaft: Sulze verwechselte die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stoßen nicht auf allgemeine Zustimmung, weil sie den Aufgaben der Kirche nicht entsprechen würden: „Kaffee- und Teegesellschaften, Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da“ (Bülck, Walter: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36). Zudem berge der Ansatz Sulzes die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt werde und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annäherten, so dass er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“ (ebd.), werde.

⁴ Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 31.

sehr unterschiedlichen Stellenwert im Bewusstsein von Menschen auch und gerade für die emotionalen und sozialen Bindungen.

Die Rolle des Wohnortes steht dabei auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit. Die IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat besonders deutlich gezeigt, dass vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus besonders kirchen- bzw. gemeindenah sind, für die der Wohnort besonders wichtig ist.⁵ Dies aber gilt vorrangig für die beiden ältesten Milieus; die jüngeren und mobileren Gruppen sind, für die der Wohnort eine geringere Bedeutung hat, haben durchschnittlich eine deutliche schwächere Bindung an die Kirche. Aber auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Das aber bedeutet: Eine dominant ortsgemeindlich ausgerichtete Kirche erreicht also bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, so dass sich andere Milieus häufig fremd fühlen – dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. In der aktuellen Studie des sozialwissenschaftlichen Instituts spiegelt sich dies in der Zusammensetzung der Kirchengemeinderäte, von denen man annehmen darf, dass sie die Atmosphäre in der Ortsgemeinde nicht unwesentlich prägen: Sie haben überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse (und in der Stadt noch höher als auch dem Land), hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbslosigkeit ist sehr gering und 18-34jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 %) vertreten.

Weiter wählen Menschen heute und gerade in der Stadt ihre religiösen Bezüge faktisch selbstbestimmter als dies die Ortsgemeinde vorsieht. Auch dies wird durch die SI-Studie bestätigt. Nach Einschätzung von 88% der Kirchenältesten erreichen die Angebote zahlreiche Menschen, die nicht in der Gemeinde wohnen, vor allem aus den Nachbargemeinden (63% sagen dies, in Großstädten sogar 69%), aber auch aus der Region (59%) und darüber hinaus (22%). Hier ist sehr deutlich: Je größer der Ort, desto stärker ist die kirchliche Beteiligung außerhalb der eigenen Gemeinde.

Das Zuweisungsprinzip der Ortsgemeinde führt jedoch manchmal dazu, dass die Menschen, die in dem Gemeindebezirk wohnen, als die „eigenen“ Gemeindeglieder angesehen werden, die doch eigentlich dort ihre kirchliche Heimat finden sollten. Es kommt dann zu Konkurrenzen zwischen Gemeinden und zu Spannungen zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern, was dem Selbstverständnis, der inhaltlichen Arbeit und dem Bild der Kirche schadet.

Als Reaktion auf diese Schwierigkeiten haben besonders in der Stadt mittlerweile viele Ortsgemeinden Schwerpunkte gesetzt und Profile entwickelt, auch hier, wie die Studie des SI zeigt, in der Stadt stärker als auf dem Land. Dennoch zeigt das Kirchengemeindebarometer, dass zumindest diejenigen, die die Gemeinde leiten, die traditionellen Angebote favorisieren. Als die drei wichtigsten Arbeitsgebiete werden der KU, der Gottesdienst und die Arbeit mit

⁵ Vgl. Huber, Wolfgang/Friedrich, Johannes/Steinacker, Peter, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 212-236.

Kindern angesehen. Zumindest den Kirchengemeinderäten ist die Stärkung des Zusammenhaltes in der Gemeinde sehr viel wichtiger (71% sehr wichtig, 26 % eher wichtig!) als konkurrenzfähige Angebote zu gestalten (14% sehr wichtig, 36% eher wichtig und damit fast am unwichtigsten von allen Antwortmöglichkeiten) und kulturelle Aktivitäten (16% bzw. 41%). Die – sehr der Ortsgemeinde zugeneigte – Studie kommt an dieser Stelle zu dem Schluss: „Das Kirchengemeindebarometer des SI kann an dieser Stelle deutliche Tendenzen zu einer gewissen Selbstzufriedenheit in den Kirchengemeinden nachweisen. Nur relativ wenige Kirchengemeinden wagen Schritte in neue innovative Arbeitsbereiche.“⁶

Dennoch: Regionalisierungen und Fusionen ermöglichen es, dass nicht jede Gemeinde alles machen muss und möchte, sondern es werden Absprachen getroffen, welche Gemeinde in welchen Arbeitsfeldern vorrangig tätig ist. Diese Entwicklung geschieht innerhalb der Gestalt der Ortsgemeinde, entspricht aber nicht mehr ihrer klassischen territorialen Orientierung und sprengt vor allem das Zuweisungsprinzip, es kombiniert sozusagen das Territorialprinzip mit anderen Prinzipien kirchlicher Organisation. Diesen sei nun der nächste Blick gewidmet.

1.2. Nichtparochiale Formen kirchlicher Arbeit

Faktisch gibt es längst diverse andere Organisations- und Sozialformen kirchlicher Arbeit – nicht nur in der Stadt, aber besonders im großstädtischen Kontext. Sie folgen unterschiedlichen Konstitutionsprinzipien, kommen also auf unterschiedliche Weise zustande, und haben unterschiedliche Wurzeln. Es gibt keinen guten übergreifenden Begriff für diese Formen in ihrer Vielfalt, zum einen, weil sie so unterschiedlich sind, zum anderen aber auch, weil sie kirchlich und praktisch-theologisch meist in ihrem Gegenüber zur Gemeinde wahrgenommen werden. Sie werden „übergemeindliche Arbeitsformen“ genannt, was schwierig ist, weil viele von diesen theologisch als Gemeinde zu bezeichnen sind; sie werden als „Dienste und Werke“ bezeichnet, was eher technokratisch wirkt, manche gelten kirchenrechtlich als „Anstaltsgemeinden“, manche werden als „neue Formen von Gemeinde“ bezeichnet usw. All diese Bezeichnungen erfassen nur Teile der vielfältigen Sozialformen. Ich fasse sie daher meist unter dem Begriff „nichtparochial“ zusammen.

Neben dem territorialem Prinzip der Parochie lassen sich vier weitere Konstitutionsprinzipien zu bestimmen, nach denen kirchliche Sozialformen faktisch zustande kommen: Ein funktionales, ein personales, ein konfessionelles und ein biografisches Prinzip.⁷

1.2.1. Das biografische Prinzip

⁶ A.a.O., 32.

⁷ Die ersten drei habe ich von Frank Löwe übernommen, Ersteres habe ich hinzugefügt. Vgl. Löwe, Frank W., Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin (Ästhetik - Theologie - Liturgik Band 10), Münster 1999, 306-312.

Ein erstes Konstitutionsprinzip ist das Zustandekommen aufgrund einer bestimmten Lebenslage oder -situation, was früher (und in manchen Kirchenordnungen noch heute) als „Anstaltsgemeinden“ bezeichnet wurde, in anderen Landeskirchen jedoch unter „Personalgemeinden“ fällt. Seine Wurzel sind die sog. „Sonderpfarrämter“ für Menschen, die von der Ortsgemeinde nicht erreicht werden können – Militärpfarrämter seit Mitte des 19. Jh. in Preußen, Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge seit Beginn des 20. Jh. Diese Form von Gemeinde entsteht aufgrund differenter biografischer Lebenssituationen von Menschen, wie ein Krankenhaus- oder Gefängnisaufenthalt, Kur oder Urlaub, Militär, Studium oder das Unterwegssein als Schaustellerin oder Schausteller. Nur teilweise werden diese als Gemeinden verstanden (am ehesten Studierendengemeinden, teilweise Krankenhaus-, Gefängnis oder Schaustellergemeinden), häufig kommen diese Gruppen jedoch unter dem Stichwort „Seelsorge“ und damit als Handlungsfeld der Amtsträger*innen in den Blick, was m.E. deutlich zu kritisieren ist.

In der Stadt sind die „biografischen Formen“ aufgrund der urbanen Infrastruktur besonders dicht: Universitäten, Krankenhäuser, Gefängnisse sind typisch städtisch (allerdings Urlaub und Kur wiederum nicht). Diese Formen sind jedoch kirchlicherseits weitgehend unhinterfragt, vermutlich nicht zuletzt deshalb, weil sie auf bestimmte biografische Situationen beschränkt sind und nur begrenzt eine Konkurrenz zur Ortsgemeinde darstellen. Aufgrund dieser Begrenzung dürften sie auch nicht entscheidend die Gestalt der Kirche verändern, sondern eine Form neben anderen bleiben.

1.2.2. Das personale Prinzip

Das personale Prinzip bedeutet, dass sich die Einzelnen für eine bestimmte Gemeinde entscheiden, der sie dann auf Dauer – bis zum Widerruf – angehören. Die Gemeindegliederung kann amtlich erfasst werden, wenn die Gemeinde als Personalgemeinde anerkannt ist oder eine Umgemeindung zu einer anderen Ortsgemeinde vorgenommen wird. Häufig spielt eine bestimmte Person – eine gute Predigerin oder ein charismatischer Pfarrer – eine wichtige Rolle für die Entscheidung.

Dies ist nun insofern ein typisch städtisches Phänomen, als zum einen die Dichte der Predigtstätten in der Stadt traditionell dichter ist als auf dem Land und daher die Wege zur nächsten Gemeinde kürzer, zum anderen ist die Identifikation zwischen Kirche und Dorf häufig stärker als zwischen Kirche und Stadtteil. Dies ist nicht neu – bereits im 18. und 19. Jh. suchte sich das aufgeklärte Bürgertum seine Prediger lieber selbst, als dass sie sich einer Gemeinde zuordnen ließen. Bereits damals wurde dies von ortsgemeindlicher Seite scharf kritisiert. Personalgemeinden seien, so Emil Sulze, Zeichen eines „unbeschränkte[n] Individualismus“⁸ in der Kirche und wiesen tyrannische Züge auf.⁹ Die Unterschiedlichkeit der Menschen in der Ortsgemeinde erziehe zudem zu „Duldsamkeit und damit zum

⁸ Sulze, Emil: Die evangelische Gemeinde, (Gotha 1891) Leipzig²1912, 172.

⁹ „Keine Gemeinschaft der Welt wird durch ärgere Tyrannei zusammengehalten, als eine solche Personalgemeinde; denn sie beruht eben auf einer ganz zufälligen Naturbegabung“ (a.a.O., 107).

Fortschritt“, während die Personalgemeinde „der christlichen Liebe“ widerstreite.¹⁰ So scharf würde dies heute niemand formulieren, aber die Konkurrenz zur Ortsgemeinde und in diesem Zusammenhang die Abwertung des personalen Prinzips wird auch heute formuliert. So können Personalgemeinden oder „Publikumsgemeinden“ beispielsweise als „ausgesprochen pfarrer- und dienstleistungsorientiert“ bezeichnet werden und mit „wohlhabende[n] Touristen auf Sylt“ identifiziert werden.¹¹

1.2.3. Das konfessionelle Prinzip

Für das Bekenntnisprinzip ist eine bestimmte Frömmigkeit bzw. theologische Einstellung entscheidend. Charismatisch ausgerichtete Gemeinden innerhalb der Landeskirchen sind ein typisches Beispiel dafür. Auch hier wählen Menschen ihre Zugehörigkeit persönlich. Dies kann rechtliche Konsequenzen haben, wenn sie sich umgemeinden lassen, muss es aber nicht. Manchmal bilden auch Ortsgemeinden ein bestimmtes theologisches Profil aus, das dann Menschen anzieht, die nicht in ihrem Einzugsbereich leben, z.B. evangelikal geprägte Gemeinden. Aber auch reformierte Gemeinden in mehrheitlich lutherisch geprägten Gegenden beruhen auf dem konfessionellen Prinzip. Die von der anglikanischen Kirche inspirierten missionarisch orientierten „Fresh Expressions of Church“ sind möglicherweise ebenfalls dazu zu rechnen, weil sie ein besonderes Frömmigkeitsprofil haben; sie können aber auch unter dem funktionalen Prinzip gefasst werden, weil sie vorrangig auf die Arbeit mit nicht religiösen Menschen und damit auf eine bestimmte Zielgruppe ausgerichtet sind.

Diese Formen von Gemeinde scheinen mir heute angesichts der erhöhten Mobilität nicht mehr typisch städtisch oder ländlich zu sein, insofern manche Bekenntnisgemeinden einen Einzugsbereich von 50 km und mehr haben. Auch scheinen mir diese Formen wenig hinterfragt zu werden, möglicherweise weil die auf einer religiösen Orientierung beruhende subjektive Entscheidung ernster genommen wird als eine auf individuellen Vorlieben beruhende.

1.2.4. Das funktionale Prinzip

Das funktionale Prinzip werde ich ein wenig ausführlicher darstellen, weil es im Moment das produktivste ist und am stärksten die Kirche herausfordert. Es folgt einer inhaltlichen Logik: Die Teilnehmenden kommen aufgrund eines bestimmten Angebots zusammen, das häufig auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet ist. Das funktionale Prinzip besitzt in der Regel keine rechtliche Relevanz. In der Regel bedeutet dies eine Gemeindebildung auf Zeit, die einige Jahre umfassen kann, aber auch nur ein Wochenende.

Dies entspricht großen Teilen der sog. Dienste und Werke wie z.B. Akademien, Frauenwerke, kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt oder überregionaler Jugendarbeit, von denen aufgrund der größeren Pluralität urbaner Räume ein höherer Prozentsatz in der Stadt angesiedelt ist.

¹⁰ A.a.O., 189.

¹¹ Vgl. Karle, Isolde: Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010, 140.

Eine typisch städtische Form des funktionalen Prinzips sind zudem die Citykirchen, die hier in Hamburg vor allem von den Hauptkirchen repräsentiert werden. Sie möchten das Christentum in städtischen Kontexten antreffbar machen und Menschen ansprechen, die von der Ortsgemeinde nicht erreicht werden und dabei dezidiert auch andere Milieus ansprechen. Die „Passantenkirche“ lädt kirchenferne Zeitgenossen ein, an Veranstaltungen teilzunehmen, die das Leben in der Stadt spirituell grundieren möchten. Sie möchte Orte der Konzentration in der Pluralität der Stadt schaffen, dafür sind besonders Kirchenräume in ihrem Erlebniswert wichtig. Kirche schafft auch Räume, die zum Verweilen einladen, aber nicht vereinnahmen und fördert öffentliche Diskurse.

Neben den Citykirchen, die es schon seit einigen Jahrzehnten gibt, haben sich in den letzten Jahren weitere Formen von Gemeinde entwickelt, die unter dem Stichwort „neue Formen von Gemeinde“ praktisch-theologisch wahrgenommen und diskutiert werden. Diese sind insofern besonders interessant, als sie im Moment an verschiedenen Orten mit verschiedenen Ausrichtungen entstehen, nur teilweise zentral kirchlich gewollt und geplant, nicht selten von Initiativen „von unten“ ausgehend. Dies können Jugendkirchen sein, eine Gemeinde um die „Kirche der Stille“ wie hier in Hamburg-Altona, diakonische Gemeinden oder es bildet sich Gemeinde auf neuen Wegen in der Hamburger Hafencity. Sie sind unterschiedlich ausgerichtet und wenden sich an unterschiedliche Zielgruppen, so dass sie keine einheitliche Alternative zur Ortsgemeinde bilden, sondern zur Pluralität der kirchlichen Landschaft beitragen. Nicht einmal, ob sie als „Gemeinden“ zu bezeichnen sind, ist eindeutig – manche verstehen sich dezidiert als Gemeinde wie viele Jugendkirchen, andere sind mit dem Begriff zurückhaltend wie beispielsweise die Menschen, die sich in der „Kirche der Stille“ zusammenfinden.

Wie bereits erwähnt, kombinieren aber auch zunehmend Ortsgemeinden das territoriale mit dem funktionalen, wenn sie Profile ausbilden. Gemeinden entwickeln dann einen bestimmten Schwerpunkt, beispielsweise kirchenmusikalisch, sozial, jugendbezogen oder spirituell, und nehmen diesen stellvertretend für andere Gemeinden in einer Region besonders wahr. Dies bedeutet auch, dass Menschen ermutigt werden, an den Angeboten einer Gemeinde ihrer Wahl teilzunehmen, also Menschen mit kirchenmusikalischen Interessen von der einen Gemeinde angezogen werden und Jugendliche von einer anderen. Das territoriale Prinzip wird dabei sozusagen funktional relativiert, vor allem aber wird das Zuweisungsprinzip aufgegeben und der Anspruch, alle in dem Bezirk wohnenden Kirchenmitglieder zu integrieren, nicht länger verfolgt.

Diese Entwicklungen reagieren auf die genannten Schwierigkeiten der Ortsgemeinde vor allem im urbanen Raum und beinhalten die Chance, mehr und andere Menschen anzusprechen als bisher. Sind sie aber auch theologisch legitim – ist diese Vielfalt von Gemeindeformen vertretbar? Dieser Frage möchte ich mich jetzt widmen.

2. Gemeinde im Plural? Theologische Überlegungen

Die bisher vorgestellten Überlegungen haben bereits deutlich gemacht, dass die derzeitigen Formen von Gemeinde historisch gewachsen sind. Es gibt keinen theologischen Grund dafür, einer bestimmten Form von Gemeinde einen höheren theologischen Rang zuzusprechen als anderen.

Blickt man auf der Suche nach Kriterien für die Gestalt von Gemeinde in der Bibel, wird rasch deutlich, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten.¹² Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“¹³ geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Die Bibel unterstützt insofern eher eine Vielzahl von Gemeindeformen als dass sie sie reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind insofern nicht festgelegt oder gar sakrosankt, sondern eine menschliche Gestaltungsaufgabe – hier ist zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen sauber zu unterscheiden.¹⁴

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind. Sie müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser scheint mir nach wie vor mit dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.¹⁵ Die Kirche hat die Aufgabe, mit denen ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hinein nehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es geht allerdings nicht darum, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.¹⁶ Dies hat Martin Luther besonders schön ausgedrückt: „Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dyrs.“¹⁷ Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei

¹² Vgl. Marksches, Christoph: Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 1997, 177.

¹³ Roloff, Jürgen: Die Kirche im neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10), Göttingen 1993, 165.

¹⁴ Vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013, 246.

¹⁵ Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst: Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders.: Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-51, 9.11.13f. u.ö.

¹⁶ Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt/Pohl-Patalong, Kirche, 411ff.

¹⁷ WA 18; 202,37-203,2.

wem „angekommen“ ist – Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten.

Gerade in dieser Unverfügbarkeit ist es dann für die Kirche zentral, dafür zu sorgen, dass es möglichst viele Wege gibt, auf denen das Evangelium kommuniziert wird und auf denen unterschiedliche Menschen potenziell angesprochen werden können. In der heutigen Vielfalt der Gesellschaft auf eine einzige oder eine primäre Sozialform zu setzen, die bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich mehr anspricht als andere, würde dem kirchlichen Auftrag, das Evangelium mit „aller Welt“ (Mt 28) zu kommunizieren, nicht gerecht. Gleichzeitig muss sich jede Organisationsform generell und jede konkrete Ausprägung an einem bestimmten Ort daran messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums unter den gegebenen Umständen nach bestem Wissen und Gewissen bestmöglich dient oder ob andere Formen dem Auftrag eher entsprechen würden – egal ob auf dem Lande oder in der Stadt.

Damit dürfte deutlich sein: Eine sich gegenwärtig entwickelnde Vielfalt von Gemeindeformen ist nicht nur theologisch legitim, sondern dürfte dem kirchlichen Auftrag auch deutlich besser entsprechen als die Dominanz einer Sozialform. Die nach wie vor vorhandene faktische Vorordnung der Parochie gegenüber anderen Formen von Gemeinde erscheint gerade in der Stadt nicht begründet. Eine Möglichkeit wäre durchaus die Förderung der gemeindlichen Vielfalt – sie von unten wachsen zu lassen, aber auch kirchenleitend zu unterstützen.

Allerdings ergibt sich dabei die Schwierigkeit, dass sich angesichts begrenzter Ressourcen die Dominanz der Ortsgemeinde kaum vermeiden lässt, denn sie setzt einerseits auf Flächendeckung, verträgt also keine Lücken im Netz und beruht andererseits seit der Gemeindebewegung auf persönlichen Kontakt, darf dafür also nicht zu groß werden. Wenn sich neue Gemeindeformen bilden sollen, muss dies jedoch angesichts der vermutlich nicht wachsenden finanziellen und personellen Möglichkeiten auf Kosten der Ortsgemeinde gehen – und das Netz ist eben nicht endlos dehnbar. Insofern scheint es sinnvoll, auch nach anderen Wegen zu suchen, wie Kirche gerade in der Stadt ihrem Auftrag heute gerecht werden kann. Einen Versuch dazu möchte ich Ihnen abschließend vorstellen: Im Zuge meiner Forschungen zum Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Organisationsformen habe ich ein Modell entwickelt,¹⁸ das zunächst weder spezifisch auf die Stadt noch auf das Land ausgerichtet war, jedoch sehr viel häufiger für den städtischen Bereich rezipiert wurde.

3. „Kirchliche Orte“ – ein Modell für die Kirche in der Stadt

¹⁸ Vgl. dazu ausführlich Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit, 212ff.

Grundlegend in meinem Modell sind die kirchlichen Orte. Dies knüpft an die vormoderne Tradition kirchlicher Ortsbezogenheit an, möchte diese aber spätmodern in einer offenen Weise begreifen, die unterschiedlichen Gruppen Zugänge zur Kirche eröffnet. Kirchliche Orte sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, Gemeinden mit Kirche und Gemeindehaus, aber auch Diakonische Werke, Akademien, Frauenwerke etc. zählen dazu.

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies führt eine zunächst gedankliche Differenzierung ein, die hilfreich ist, um die Aufgaben der Kirche, mit denen sie ihren grundlegenden Auftrag der Kommunikation des Evangeliums umsetzt, genauer in den Blick zu bekommen.

3.1. Vereinskirchlicher Bereich vor Ort

Der „vereinskirchliche“ Bereich ist von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich beispielsweise Senior*innenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Diesen Bereich nenne ich „vereinsähnlich“ oder „vereinskirchlich“, weil er in seiner Entstehung in der Gemeindebewegung angelehnt an die Struktur freier Vereine entwickelt wurde und auch heute Parallelen zu säkularen Vereinen aufweist. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die sich an der Kirche im Nahbereich orientieren und dort Gemeinschaft suchen. Hier können sich ein kirchliche Heimatgefühl und die Integration von Kirche in das Sozialleben entwickeln. Insofern bleibt die lokale Orientierung und die Verwobenheit von Kirche und gesellschaftlichem Sozialgefüge bestehen – für diejenigen, denen sie wichtig ist und die die Kommunikation des Evangeliums gerade auf diesen Wegen erfahren.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln und was dort geschieht, hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort und vor allem von dem, was Menschen dort wollen und brauchen, ab. Dieser Bereich wird nämlich von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit in der Gemeindebewegung, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück,

so dass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird, dem diese Form von Kirchen entspricht.

Die Aufgabe der Hauptamtlichen in dem vereinskirchlichen Bereich ist es, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies müssen nicht Pastorinnen und Pastoren sein, sondern wäre auch ein sinnvolles Aufgabenfeld für die gemeindepädagogischen Berufe. Sie leisten Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe. Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer Hauptamtlichen deutlich werden, dass um einen kirchlichen Ort viele Menschen mit Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden.

Selbstverständlich stellt dieser Zugang zum kirchlichen Handeln für die jetzt kirchlich Engagierten eine erhebliche Veränderung dar, wenn sie sich nicht mehr auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin verlassen können. Dies ist einer der Gründe, warum ich für einen langsamen und allmählichen Übergang plädiere, der heute mit der Ausrichtung beginnt, aber in 10 oder 15 Jahren noch nicht abgeschlossen sein muss. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was gewonnen wird, wenn Kirche von vielen aktiv gestaltet wird.

3.2. Differenzierte Aufgabenbereiche für die Region

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Der entscheidende Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass er nicht auf der Basis der Initiative Ehrenamtlicher zustande kommt, sondern aufgrund der kirchenleitenden Überzeugung, dass diese Arbeit ein sinnvoller Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort ist. Anders als der vereinskirchliche hat er zudem einen größeren Horizont und erfüllt bestimmte Aufgaben stellvertretend für eine Region. Dies bedeutet ein arbeitsteiliges Verständnis von Gemeinde, die nicht alles in sich abbildet, was Kirche ausmacht, sondern

sich als Teil der Kirche Jesu Christi auf bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums konzentriert. Diese Arbeitsbereiche werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, je nach Anforderungen und Möglichkeiten gemeinsam gestaltet.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher übergemeindlich wahrgenommen wurden wie beispielsweise diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Es zählen jedoch auch Bereiche dazu, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, jedoch unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollte jeder kirchliche Ort immer mehr als einen Aufgabenbereich inne haben, damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche nicht gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind – also beispielsweise Jugendarbeit, Kirchenmusik und diakonische Arbeit oder Frauenarbeit, Singlearbeit, Meditation und interreligiöser Dialog. Damit gibt es an einem kirchlichen Ort nicht alle Aufgabenbereiche, aber das Evangelium wird auf deutlich mehr und breiteren Wegen kommuniziert als im bisherigen parochialen Modell zumeist üblich. Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen städtischen Räumen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird in Stadtteilen mit größeren sozialen Problemen zum Schwerpunkt gemacht. Der Entscheidungsprozess darüber sollte die Haupt- und Ehrenamtlichen an den kirchlichen Orten beteiligen, gleichzeitig jedoch Absprachen und Koordination der Aufgaben in einer Region und vermutlich auch in einem Kirchenkreis einschließen. Wichtig dabei sind die theologische Dimension als Grundlage für die Entscheidung, wie viel Jugendarbeit, Diakonische Arbeit, Bildungsarbeit etc. eine Region oder ein Kirchenkreis angesichts der vorhandenen Ressourcen haben soll – mit einer inhaltlichen Entscheidung, für welche Arbeitsbereiche die Kirche ihr Geld und ihre Mitarbeitenden eigentlich einsetzt.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Allerdings mussten für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende bislang häufig noch weitere Wege auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in der „eigenen“ Gemeinde gedacht sind. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf

territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Diejenigen, die dies nicht wollen und die Kirche vor Ort suchen, haben im vereinskirchlichen Bereich die Möglichkeit, sich an der Kirche in der Nähe des Wohnortes zu orientieren und dort Passendes zu finden, denn der vereinskirchliche Bereich ist ja gerade auf Menschen im Nahbereich ausgerichtet.

3.3. Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort gibt es ein gottesdienstliches Leben, auch an kirchlichen Orten wie einem Diakonischen Werk, wo dies bisher nicht der Fall war. Es besteht prinzipiell die Möglichkeit, den Gottesdiensten je nach Aufgabenbereichen an dem kirchlichen Ort einen unterschiedlichen Charakter zu geben und diese zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden zu lassen.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich, was gerade für diejenigen, denen die kirchliche Ortsanbindung wichtig ist, zentral sein dürfte. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne.

3.4. Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Sie informiert darüber, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Sie leistet auch persönliche Beratung für Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, nach Kasualien und vielem mehr. Über den Informationswert hinaus signalisiert die Kirche damit: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

3.5. Chancen des Modells

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Die Flexibilität gilt aber auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Vor allem aber bieten diese Überlegungen die Chance, dass Menschen an der Kommunikation des Evangeliums teilhaben können, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben und dass Kirche auf diesem Wege noch stärker die Stadt mitgestalten kann.